

**Kantonsschule
Hottingen**
Wirtschaftsgymnasium
Handels- und Informatikmittelschule



Wie ich wurde,
wer ich bin

Was uns im Leben prägt

info 1/2020

In dieser Ausgabe



Interview

Laura Schälchlis
Leidenschaft
für Lebensmittel

4 – 5



Maturaufsatz

Wie ich wurde,
wer ich bin.

6 – 9



Forum KSH

Ohne **uns alle**
geht nichts!

10 – 11



Bildnerisches Gestalten

Typen
Figürliches
Modellieren

12 – 13



Mitarbeitende

1. Teil: **Hausdienst**
und **Reinigung**

16 – 17



Sprachbetrachtung

Casus knaxus,
der vierte Fall

22

Schulleitung	14 – 15
Spass mit Zahlen	18
Öko-logisch!	19
Nachruf	19
Kolumne	20
Sport	21
Wort des Rektors	23
Arbeitswoche	24
Agenda	24

Redaktion
Sandra Nussbaumer
Barbara Ingold



Wie ich wurde, wer ich bin.

Liebe Leserin,
lieber Leser

von Sandra Nussbaumer

Bestimmt erinnern Sie sich noch an Ihre Kindheitshelden oder die Idole Ihrer Jugend, für die Sie geschwärmt und denen Sie nachgeeifert haben. Doch welche Menschen in Ihrem Leben haben Sie wirklich nachhaltig geprägt? Und wie? Und warum waren das genau diese Menschen? Ich glaube ja, dass wir in all den Menschen, die wir zu unseren Vorbildern erküren, um uns an ihnen zu orientieren, immer etwas von uns selbst erkennen. Denn diese Erkenntnis ermöglicht überhaupt erst die Identifikation. Und die Möglichkeit der Identifikation wiederum ist die Bedingung für die Prägung durch andere und die damit einhergehende Entwicklung des eigenen Ichs. Dass wir diese Menschen dabei manchmal auch verklären, gehört dazu. Damit jemand Vorbild sein kann, Orientierungspunkt, Hoffnungsträger oder gar Heilsbringer, müssen gewisse Eigenschaften ausgeblendet werden. Etwas Ähnliches geschieht aktuell mit der Klimaaktivistin Greta Thunberg, die ja bereits als moderne Jeanne d'Arc gehandelt und zur Ikone hochstilisiert wird. Und im Kleinen ikonisieren wir eben auch unsere persönlichen Helden.

Das Thema dieses Heftes ist inspiriert von einer aussergewöhnlichen und beeindruckenden Schülerarbeit. «Wie ich wurde, wer ich bin» war eines der Themen der schriftlichen Deutschmatur letzten Sommer, zu dem Simona Ramsperger einen eindringlichen, berührenden Aufsatz von literarischer Qualität geschrieben hat. Der vermeintlich einfache und harmlos

wirkende Satz, der sich beim ersten Nachdenken möglicherweise mit einer simplen Aufzählung bedeutender Momente aus der eigenen Biografie erklären lässt, offenbart nach reiflicherer Überlegung eine ungeheure Tiefe. Denn der Prozess der Ich-Werdung ist ein vielschichtiger und komplexer. Sicher, die eigene Identität wird – von den genetischen Grundlagen einmal abgesehen – massgeblich durch Erlebnisse, Erfahrungen und die Begegnungen mit beziehungsweise Beziehungen zu anderen Menschen konstruiert, aber eben auch durch die Reflexion genau dieser konstituierenden Elemente, also durch das Denken. Deshalb bedingt das Ergründen dieses Themas ein Bewusstsein für das eigene Selbst, die Kenntnis des eigenen Ichs, aber auch eine gewisse Distanz dazu, die Fähigkeit zur kritischen (Selbst-)Reflexion und letztlich auch die Fähigkeit, all dies zu benennen. Keine einfache Aufgabe also. Aber Simona ist sie gelungen.

•

Leidenschaft für Lebensmittel

Laura Schälchli stellt in Handarbeit die wahrscheinlich beste Schokolade von Zürich her.

von Sandra Nussbaumer

Sie haben vor 20 Jahren die Handelsmittelschule abgeschlossen. Hat Sie die Zeit an der Kantonsschule Hottingen in irgendeiner Weise geprägt?

Oh, ja, sehr sogar. Die Zeit, während der man eine solche weiterführende Schule besucht, ist ja eine ganz wichtige Phase im Leben. Man befindet sich im Übergang vom Jugendlichen zum Erwachsenen, reflektiert nicht nur die Welt und wie sie sein soll, sondern auch sich selbst. Man macht sich Gedanken darüber, wer man ist und wer man sein will. So war das auch für mich eine sehr prägende Zeit, an die ich gerne zurückdenke.

Denken Sie an etwas Bestimmtes?

Die Idee der Nachhaltigkeit habe ich an der Kantonsschule Hottingen kennengelernt. Und die prägt mich und meine Arbeit bis heute. Die Schule hat damals diese Öko-Ausrichtung angenommen. Ich erinnere mich an eine Unterrichtssequenz über Minergiehäuser, die ich total spannend fand, die Pulte, die aus unbehandeltem Holz waren, das Ökomöbel in jedem Schulzimmer. Mir hat sich da eine ganz neue Welt eröffnet. Auch die Abschlussfeier unserer Klasse in der Roten Fabrik, die unser Klassenlehrer Daniel Zahno organisiert hatte, ist mir in Erinnerung geblieben. Ich fand das mega cool!

Heute sind Sie unter anderem Schokoladenproduzentin. Wie kommt man von der Handelsmittelschule ins Schokoladengeschäft?

Weil das kein typischer HMS-Werdegang ist, meinen Sie? Das stimmt wahrscheinlich. Ich habe 1999 den schulischen Teil der HMS abgeschlossen, anschliessend das Praktikum bei Panalpina, einer Logistikfirma in Glattbrugg, absolviert. Leider hat mir das überhaupt nicht gefallen. Also, nicht die Firma an sich, sondern der Bürojob ganz allgemein. Es hat sich also schon relativ früh abgezeichnet, dass mein Weg ein nicht ganz klassischer sein wird.

Was mochten Sie nicht?

Ich hatte mich ja wegen der internationalen Ausrichtung der Firma für die Panalpina entschieden. Das hat sich so gesehen auch gelohnt. Ich habe je ein halbes Jahr lang in der Seefracht und in der Luftfracht gearbeitet und dabei viel gelernt, keine Frage. Aber der Büroalltag hat mich so eingeengt. Ich habe damals schon gemerkt, dass mir Freiheit und Unabhängigkeit sehr wichtig sind. Das ist

bis heute so. Lieber habe ich weniger Lohn, dafür mache ich, was ich will, und bin mein eigener Chef.

Und das war es dann mit dem Büro?

Genau. Ich wusste nach diesem Praktikumsjahr, was ich nicht will. (Lacht.) Deshalb war das mein erster und letzter richtiger Bürojob.

Nach dem Abschluss der HMS stehen einem ja viele Wege offen ...

Richtig. Nachdem ich im darauffolgenden Jahr an verschiedenen Orten gejobbt und Geld für ein Studium in den USA gespart hatte, bin ich 2001 nach New York gegangen. Dort habe ich während vier Jahren einen Bachelor in Designmanagement absolviert. Neben dem Studium habe ich immer gearbeitet. Zuerst an der Uni, dann habe ich in einem Designbüro das Management übernommen. Da habe ich jedoch nicht so viel verdient und deshalb am Wochenende noch als Servicemitarbeiterin in Restaurants gejobbt, später auch in der Küche. Bei einer veganen Dessertköchin beispielsweise bin ich Souchefin geworden und bin ihr dann auch in drei weitere Restaurants gefolgt. So bin ich in die Foodszene reingerutscht. Nach dem Bachelorabschluss bin ich noch fünf Jahre in New York geblieben und habe viele Erfahrungen gesammelt in dieser Branche.

Sind Sie nach dem Aufenthalt in den USA wieder zurück nach Zürich gekommen?

Noch nicht. Zuerst habe ich in Bra, im Piemont, an der Slowfood-Universität den Master in Food, Kultur und Kommunikation gemacht.

Slowfood-Universität?

Ja, das ist die Universität der gastronomischen Wissenschaften. Weil sie mit der Slowfoodorganisation eine Kooperation eingegangen ist, wird sie im Volksmund so genannt.

Wie muss man sich ein solches Studium vorstellen?

Das Studium ist recht praxisnah. Es gibt beispielsweise Fächer wie Sensorik oder Foodjournalismus. Wir haben aber auch viele Produktionsstätten besucht.

Das sind natürlich ideale Voraussetzungen für eine Schokoladenmanufaktur.

Nicht nur dafür! (Lacht.) Nach dem Master bin ich zurückgekommen und habe hier in Zürich mit der Gründung von «sobre mesa» meine Laufbahn begonnen. Dann habe ich auch Beratungen für Firmen gemacht, Vorträge gehalten oder Symposien organisiert. Und vor zwei Jahren habe ich «La Flor» mitgegründet.

Sie haben also zwei Firmen.

Genau. Bei «La Flor» sind wir zu fünft: Heini Schwarzenbach, Ivo Müller, Finn Ramseier, Zelia Zadra und ich. Ich bin die Geschäftsführerin und zuständig für den Verkauf. «Sobre mesa» habe ich alleine aufgebaut. Dort mache ich alles, von der Entwicklung der Anlässe über die Durchführung bis zur Buchhaltung.

«Lieber habe ich weniger Lohn und bin dafür mein eigener Chef.»

Was ist denn «sobre mesa»?

Der Begriff «sobre mesa» bezeichnet den Moment nach dem Essen, wo man Zeit und Musse für interessante Gespräche hat. Ich organisiere Workshops und Genussabende rund um Essen und Trinken zu Themen, die ich wichtig finde: «Zero Waste», «schöner saufen», «Kochen mit Hülsenfrüchten», «Kochen mit Algen» oder «Kochen mit Blut», um nur einige zu nennen. Wir treffen jeden Tag so viele Entscheidungen, was unser Essen anbelangt. Weil ich überzeugt bin, dass die Entscheidungen, die wir treffen, umso schöner sind, je bewusster sie getroffen wurden, gibt es «sobre mesa».

«Kochen mit Blut» klingt ziemlich gewöhnungsbedürftig.

Nur im ersten Moment. Wenn man es sich überlegt, ist Blut genauso ein Lebensmittel wie Eier zum Beispiel. Es ist

nämlich auch ein wunderbares Bindemittel. Aber Eier finden alle easy, Blut nicht. Blut ist ekelig. Wenn überhaupt, essen wir Blut mittlerweile nur noch während der «Metzgete». Dabei ist Blut kein saisonales Produkt, es ist ein Alltagsprodukt.

«Alles, was ich mache, mache ich aus Leidenschaft.»



Das Team von «La Flor»: Laura Schälchli, Ivo Müller, Finn Ramseier, Heini Schwarzenbach, Zelia Zadra

Wo kann man Blut denn sonst noch verwenden ausser in der Blutwurst?

Häufig wird Blut in der Gastronomie gebraucht, um Saucen abzubinden. Aber es ist vielfältig einsetzbar. Als «Globus» mich einmal für ein Rezept angefragt hat, habe ich ein Blutblini mit Sauerrahm und Felchenrogen kreiert. Das hat sehr schön ausgesehen. Auch Brownies habe ich schon gebacken.

Provozieren Sie gerne mit Ihren Blutrezepten?

Natürlich macht es mir Spass, ein bisschen zu provozieren, aber ich möchte die Leute auch zum Denken anregen. Hinter der Provokation steht eine Botschaft, die ich vermitteln möchte. Unser Fleischkonsum hat ja mit Filetstücken und Pouletbrüstli mittlerweile etwas perverse Formen angenommen. Als überzeugte Vertreterin der Nose-to-Tail-Philosophie setze ich mich für einen nachhaltigen Fleischkonsum ein. Dadurch dass wir das ganze Tier verwerten, schätzen wir es als Lebensmittel und würdigen es entsprechend. Dazu gehört auch das Blut. Ich finde es wichtig, dass man sich das bewusst macht. Das Blut hole ich übrigens nicht in irgendwelchen Schlachthäusern, sondern bei Bauern, die Hofschlachtungen machen.

Apropos Nachhaltigkeit: Wie stehen Sie denn dem Trend des Veganismus gegenüber?

Ich bin nicht pro Fleisch oder pro Veganismus. Mir geht es darum, dass man bewusst mit den Ressourcen umgeht. Ich finde vegane Ernährung wichtig, aber sie ist in den seltensten Fällen nachhaltig – wie alles

industriell Gefertigte. So ist übrigens auch die Idee der Schokolade entstanden. Wir wollten eine nachhaltige Schokolade produzieren, lokal und transparent. Dazu arbeiten wir mit verschiedenen Kleinbauern in Südamerika zusammen. Ausserdem können unsere Kunden den ganzen Prozess der Produktion mitverfolgen. Jeden Donnerstag- und Freitagnachmittag öffnen wir unsere Türen. Man kann vorbeikommen, sich alles anschauen und natürlich auch Schokolade kaufen.

Hat es in Ihrer Schokolade auch Blut drin?

Nein. (Lacht.) Aber ich habe jetzt gerade mit einem Hof im Graubünden Schoggi-Blutwurst gemacht.

Woher stammt der Name «La Flor»?

Als wir nach einem Namen für unsere Schokolade gesucht haben, wollten wir etwas, das die Stadt Zürich mit echtem Handwerk verbindet, denn unsere Schokolade wird vollständig in Zürich produziert. Der Name «La Flor» geht auf ein altes Zürcher Handwerk zurück, nämlich das Seidenhandwerk. Vom 16. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde in Zürich Florettseide hergestellt. Der Name ist also eine Hommage an dieses Handwerk. Aber nicht nur der Name, auch das Verpackungsdesign und die Struktur der Schokolade erinnern ans Weben.

Was für Schokolade produzieren Sie?

Wir haben vier verschiedene Kakaosorten von Kakaobauern aus Brasilien, Ecuador und Venezuela im Sortiment. Daraus stellen wir verschiedene Schokoladen her, Dragées mit

Mandel, Kakao- und Kaffeebohnen. Wir verkaufen aber auch Kakaonibs und -pulver. Unser Anspruch ist es, den Charakter jeder Kakaosorte hervorzubringen.

Und das gelingt Ihnen?

Bis jetzt nicht schlecht, würde ich sagen. In unserem Team kommt ja einiges an Knowhow zusammen, was Lebensmittel und die Verarbeitung von Lebensmitteln angeht. Für die Schokoladenproduktion müssen die Kakaobohnen zuerst

geschält werden. Dafür sind unsere Räumlichkeiten leider zu klein. Deshalb lassen wir das machen. Wenn die Nibs, also die geschälten Kakaobohnen, zu uns kommen, werden sie geröstet. Durch die Röstung erhalten die Bohnen ihren intensiven und unverkennbaren Geschmack. Anschliessend werden die Kakaonibs mit Zucker zwischen Granitsteinen gemahlen, bis eine cremige Masse entsteht. Und diese Masse wird dann weiterverarbeitet zu schwarzer, hochprozentiger Schokolade oder zu Milchschokolade. Schliesslich giessen wir die Schokolade in die Form, sie wird gekühlt und dann von Hand verpackt.

Das klingt nach einer Herzensangelegenheit.

Das ist es. Alles, was ich mache, mache ich aus Leidenschaft. ●

www.laflor.ch
www.sobre-mesa.com

Wie ich wurde,

wer ich bin.



Wie wurde ich zu der Person, die ich heute bin? Bei den meisten erschöpft sich die Antwort in einer Aufzählung biografischer Meilensteine. Charakter als Resultat existentieller Erfahrungen und bewusster Selbstreflexion wahrnehmen und darstellen zu können, das schaffen die wenigsten.

von Barbara Ingold

Vier Stunden, die Qual der Themenwahl, saftlose Ideen, x-mal verworfen, oder derer zu viele, der Kollege bereits an der zweiten Seite, während man selber noch Mindmaps kritzelt ... Für viele Schülerinnen und Schüler stellt die schriftliche Deutschmatur eine echte Herausforderung dar, die meisten kriegen dann doch einen gescheiterten Text zu Papier – manche laufen sogar zu Hochform auf. Und hin und wieder gelingt jemandem ein Wurf, der die Experten sprachlos macht. Ein solcher ist Simona Ramsperger aus meiner ehemaligen G4a-ge-lungen. Ihr Aufsatz zum Thema Persönlichkeitsfindung ist von fast verstörender Eindringlichkeit, die sprachliche Virtuosität, mit der sie die Persönlichkeitsentwicklung um eine prägende Beziehung und existentielle Erfahrung herum verdichtet, hat literarische Qualität. Selten hat mich ein Text derart berührt und beeindruckt. →



von Simona Ramsperger

Ich wurde zu der Person, die ich heute bin, aus tausend verschiedenen Gründen, von meiner Kindheit bis jetzt war ich tausend verschiedene Menschen, lebte tausend Leben. Nur eines war immer gleich: Ich wollte immer sein wie du. Erst vor einem Jahr habe ich angefangen, ich zu werden und nicht nur eine billige Kopie von dir zu sein.

Wir kennen uns schon so lange, dass wir praktisch eine Person sind. Es gibt Babybilder von uns, auf denen unsere aufgeblasenen Gesichter lachend aneinandergedrückt in die Kamera strahlen. Es gibt Bilder von uns, auf denen wir von oben bis unten voller Schlamm auf dem Teppich deiner Grossmutter stehen. Ich weiss noch, wie ich «Es war Nicoles Idee» gemurmelt habe, während der Hund deiner Grossmutter uns anklaffte, deiner Mutter vor Lachen fast die Kaffeetasse aus der Hand fiel und deine Grossmutter dir die Dornen ihrer geliebten Rosen aus dem Arm zog. Es gibt Bilder von unserem ersten Spielgruppentag, Kindergarten und Schultag. Es gibt Bilder von jedem einzelnen unserer Geburtstage. Wir verbrachten mehr Zeit miteinander, als ich jemals alleine war.

Letztes Jahr verbrachten wir die ganzen Sommerferien zusammen. Wir lagen am See, assen Eis, liessen uns von der Sonne braun brennen, auch wenn keine von uns wirklich braun werden kann. Wir hörten Musik und beobachteten die Wolken, entdeckten in ihnen Schafe, Pudel, Häuser. Wir fütterten die Ameisen, die sich ihren Weg über unsere Beine bahnten, mit Kuchenkrümeln. Wir dachten an nichts. Wir sasssen auf deinem Balkon, die Gespräche und Gedanken leer. Ich lachte, als du auf die Frage, wie du den perfekten Mord begehen würdest, «an mir selber» geantwortet hast. Ich fühlte mich unbeschwert, nichts hatte wirklich Substanz, wir redeten über alles und nichts, alles,

was die eine sagte, wusste die andere schon, es gab nichts Neues über uns zu lernen und deshalb verbrachte ich so gerne Zeit mit dir. Wenn wir in den See sprangen, wusste ich genau, dass du so lange unter Wasser bleiben würdest, bis ich in Panik nach dir tauchte. Ich wusste genau, dass du nie den letzten Schluck aus meiner Trinkflasche nehmen würdest und dass immer, wenn ich nach meinem Handy suchte, du es versteckt hattest. Wir lebten miteinander aneinander vorbei.

September. Deine Schwester rief mich an. Ich nahm nicht ab, weil ich nie abnehme, wenn mich jemand anruft, und weil ich nie wirklich Kontakt zu deiner Schwester hatte. Stattdessen schrieb ich dir und fragte dich, weshalb mich deine Schwester sprechen wollte. Du hast geantwortet, dass du es nicht wusstest. Ich traf sie im Bus, wie wir es immer tun, jeden Dienstag nach der Schule. Normalerweise nicken wir uns zu, lächeln leicht und dann setzt sie sich woanders hin. Dieses Mal setzte sie sich neben mich. Der Bus war so voll wie immer, es waren genügend Plätze frei, dass sie sich nicht neben mich hätte setzen müssen. Sie fragte mich, ob ich wüsste, wie es dir gehe. Ich wollte «gut» antworten, schüttelte aber den Kopf. Sie erzählte es mir. Leise, den Kopf zu mir geneigt, so dass nur ich ihre Stimme vernehmen konnte. Wir leben in einem kleinen Dorf voller neugieriger Zuhörer. Erinnerst du dich, als wir vor drei Jahren zwei alte Frauen über die Scheidung deiner Eltern tratschen hörten, während sie in der Migros standen und die Zitronen einzeln begutachteten? In unserem Dorf wollen alle alles wissen. Deine Schwester hat mir alles erzählt - und ich habe dich danach nicht sofort besucht, nicht einmal angerufen, geschrieben. Ich wusste nicht, was tun, war überfordert, mein Leben ging einfach weiter, aber ich wollte stehen bleiben. Ich hinterfragte alles, die ganzen achtzehn Jahre, in denen wir befreundet waren. Ich fühlte mich schuldig, denn ich hätte es doch wissen müssen. Spüren müssen? Wenigstens vermuten? Unsere Gespräche waren immer sinnlos, locker, leicht. Ich mochte es, dass wir übers Leben philosophieren konnten und beide zum Schluss kamen, dass es bedeutungslos ist. Aber plötzlich war nichts mehr bedeutungslos, plötzlich hatte alles einen doppelten Boden und ich realisierte, wie ignorant und naiv ich mein Leben lebte.

Oktober. Ich besuchte dich das erste Mal. Ich hatte dir geschrieben, dass ich um zwei da sein würde. Ich betrat den Haupteingang um zehn vor drei, mein Herz schlug mir bis zum Hals und ich bekam kaum Luft. Es dauerte ewig, bis ich F2 fand. Ich klingelte. Wollte weglaufen. Ein Pfleger öffnete mir und führte mich zu deinem Zimmer. Du sahst so klein aus auf dem Bett. Du hast gelächelt, wir haben uns umarmt. Dann sasssen wir still da. Ich wollte dich nicht fragen, wie es dir geht. Und jede andere Frage fühlte sich nicht aufrichtig an. Wir sasssen viel zu lange einfach nur da, ich ging viel zu früh wieder. Der Pfleger liess mich raus. Es fühlte sich eher wie ein Gefängnis an als wie ein Ort, an dem du wieder gesund werden würdest. Denn das dachte ich. Dass du da seist, um gesund zu werden.

Ich besuchte dich öfters, fühlte mich immer noch schuldig, aber langsam taute ich auf. Ich getraute mich, dich zu fragen, wie es dir geht. Es war einfacher für dich, in Bildern zu antworten, als über deine Gefühle zu sprechen. Deine Krankheit wurde zu einem Alien mit schleimigen Tentakeln, das in deinem Kopf sitzt und das Denken für dich übernimmt. Es wurde zu grauem, geschmacklosem Essen und zu einem Labyrinth inmitten von einem Paradies, aus dem du nicht mehr herausfindest.

Wir sasssen oft im Raucherzimmer und beobachteten die anderen Bewohner. Die Frau, die allen einen Namen gibt. Ich sei eine «Tahisha» und bei dir sei sie sich noch nicht ganz sicher. Du hast Alex kennengelernt und er hat sich manchmal zu uns gesetzt, uns von seinem Mitbewohner erzählt, der immer eine Trinkflasche mit auf die Toilette nimmt, und wenn er rauskommt, daraus trinkt. Ihr habt gelacht, ich hab nicht verstanden wieso, aber dein Lachen klang wie immer.

Es wurde zu einer Banalität, dich zu besuchen, und je öfter ich bei dir war, desto mehr merkte ich, dass du immer noch da warst. Ich wusste nicht, warum du überhaupt dort warst und warum es dir so ging, wie es dir ging, aber ich wusste, dass ich trotzdem jedes Mal, wenn ich wieder ging, dich versprechen liess, dass du dir nichts antun würdest.



November. Ich wollte dich besuchen, du hast nicht geantwortet. Ich dachte mir nichts dabei. Eine Woche später hast du dann zurückgeschrieben. Ich kam vorbei. Es war Mittwoch. Du bist verlegt worden, A3. Ein neuer Pfleger öffnete mir, lächelte, als ich sagte, dass ich zu dir wolle. Du lagst in deinem Bett, ich legte mich zu dir, erzählte von meinem Tag. Ich fühlte mich unbeschwert. Als ich wieder ging, hast du mich umarmt. Dabei sah ich sie, die dunklen Flecken um deinen Hals. Sie waren fast schon wieder verschwunden, wäre ich ein paar Tage später gekommen, hätte dein Hals ganz normal ausgesehen. Ich wusste nicht, was tun, du wolltest nicht darüber sprechen. Ich war wütend und enttäuscht, du hattest es mir schliesslich versprochen ... Ich verstand endlich, dass du da warst, um dich vor dir selber zu schützen.

Dezember. Du durftest endlich gehen. Sie haben dich entlassen, nicht für immer, aber für den Moment. Deine Kleider hingen schon länger wie Säcke an deinem abgemagerten Körper und deine Augen waren schon länger müde und ausdruckslos, aber jetzt hast du nicht einmal mehr gelacht. Ich wollte nicht wahrhaben, wie schlecht es dir wirklich ging und wollte mich nicht damit beschäftigen. Ich war immer noch gleich ignorant und blauäugig wie am Anfang und wir haben kurz den Kontakt verloren. – Wenn ich glücklich bin, müssen dann nicht alle anderen auch glücklich sein? – An Silvester sasssen wir dann zusammen am See. Wir tranken Weisswein. Du hast geraucht und ich habe den Rauch beobachtet und gewünscht, ich könnte mich auch in Luft auflösen. Dann hast du es mir erzählt. Alles. Nicht weil ich nachgefragt hätte, sondern weil es zwischen uns hing. Du hattest dich oft alleine gefühlt, als Kind. Deine Eltern hatten nie wirklich Zeit für dich, sie waren zu beschäftigt mit deiner Schwester. Ich dachte immer, sie sei einfach nur ein sehr stures Kind. Sie hatte Wutausbrüche, Momente, in denen sie nicht sich selber war und sich nicht mehr unter Kontrolle hatte. Du hattest in deinem Zimmer gesessen und geweint. Wolltest überall sein, nur nicht zuhause. Dann liessen sich deine Eltern scheiden. Dein Vater hat es nicht verkraftet, wollte sich an einem Strick aufhängen. Er hat es überlebt.

Ich hatte bis anhin immer geglaubt, dass das, was ich wusste, alles von dir sei, wir dieselbe Person – zusammen aufgewachsen, das Gleiche erlebt, dieselbe Persönlichkeit daraus entwickelt. Aber es war bloss einfacher, so zu tun, als wüsste ich alles über dich, als mich wirklich mit dir auseinanderzusetzen.

Wir sind auseinandergewachsen nach Silvester. Wir sind immer noch Freunde, aber wir müssen uns erst wieder kennenlernen. Wir waren schon immer zwei verschiedene Personen, nur in meinem Kopf zusammengewachsen wie siamesische Zwillinge. Nur in meinem Kopf waren wir gleich.

Ich weiss, dass es dir schlecht geht und habe es akzeptiert. Es muss dir nicht gut gehen. Nur weil ich glücklich bin, müssen nicht alle anderen auch glücklich sein. Du weißt, dass ich es mir für immer vorwerfen werde, wenn du dir wieder etwas antust. Du bist nicht geheilt und wirst diese Krankheit nicht besiegen, aber du lernst, damit zu überleben. Und das ist das Wichtigste.

Das letzte Jahr war eines der besten Jahre meines Lebens. Es fühlt sich komisch an, das zu schreiben, aber ich habe vieles gelernt, mich verändert. Ich bin immer noch glücklich, aber zuvor entsprang mein Glück einer unbeschwerter Ignoranz. Ich war ein Kind, gefangen in einer Welt, in der es nur regnete, wenn ich traurig war, in der alle Menschen Puppen waren. Jetzt bin ich mehr so, wie ich gerne wäre. Kritischer, ein besserer Zuhörer, und ich bin aufrichtig an den Erzählungen, Gedanken und Gefühlen anderer interessiert, vor allem, wenn sie nicht einfach nur die meinigen spiegeln.

In schwachen Momenten ist es mein grösster Wunsch, zurück in die Zeit vor den letzten Sommerferien zu gehen. Meistens ist es aber meine grösste Angst. ●



Simona Ramsperger
ehem. G4a



FOTOS: VATEKUNE // STOCKPHOTO, SYVOLACANI // STOCKPHOTO, BOB_BOSEWELL // STOCKPHOTO

Ohne uns alle geht nichts!



Der Klimawandel und die damit einhergehenden beängstigenden Prognosen der Fachleute rütteln auch die Schülerinnen und Schüler der Kantonsschule Hottingen auf. Was tun?

von Verena Stauffacher

Reto Knutti, Professor für Klimaphysik an der ETH Zürich, befasst sich mit Veränderungen im globalen Klimasystem, die durch den steigenden menschlichen Ausstoss von CO₂ und anderen Treibhausgasen verursacht werden, und mit Szenarien, wie sich dieser Ausstoss begrenzen lässt. Als einer der Hauptautoren des vierten und fünften Klimaberichts des Weltklimarats bestätigt er, was wissenschaftlich schon seit vielen Jahren belegt ist: «Die Erwärmung des Klimasystems ist eindeutig. Punkt.» Ebenso klar und wissenschaftlich offenkundig ist, dass grösstenteils der Mensch diese erdgeschichtlich gesehen aussergewöhnlich extreme und rasche Erwärmung, die nichts mit den natürlichen Schwankungen zu tun hat, verursacht. Die physikalischen Grundlagen dafür sind klar und unabänderlich. So ist etwa schon seit über 100 Jahren bekannt, dass mehr CO₂ in der Atmosphäre zu wärmeren Temperaturen führt.

Das «Treibhausgasguthaben» ist aufgebraucht

Die Wissenschaft schreibt nun nicht vor, was gegen diese rasante Erwärmung zu tun ist, sondern zeigt anhand der feststehenden Daten auf, mit welchen Szenarien zukünftig zu rechnen ist, und zwar nach dem Motto «Was wäre, wenn ...?». Dabei ergibt sich etwa, dass ohne Klimaschutzmassnahmen die Erwärmung bis Ende dieses Jahrhunderts global 4 bis 5 Grad Celsius betragen dürfte, in der Arktis gar 8 bis 12 Grad Celsius.

Was ist also zu tun? Diese Frage könne nicht allein die Wissenschaft beantworten, stellt der Klimaforscher klar. Nun, da man sich global darauf geeinigt habe, die Klimaerwärmung auf deutlich unter 2 Grad Celsius zu stabilisieren, könne sie jedoch Möglichkeiten aufzeigen, wie dieses Ziel zu erreichen sei. Um das Weltklima global und generationenübergreifend gesund zu halten, sei eine gewisse Menge an Treibhausgasausstoss wohl tolerierbar, doch sei dieses «Guthaben» bereits so weit aufgebraucht, dass für kommende Generationen und weniger entwickelte Weltgegenden weit weniger übrig sei, als erforderlich wäre. «In Bezug auf die ratifizierten Ziele sind wir nicht auf Kurs», macht Knutti deutlich. «Wir müssen mehr tun, um sie zu erreichen.» Deshalb begrüsst er es sehr, dass sich die Jungen nun aktiv in die Diskussion einschalten.

Lösungen bedingen die Änderung des Lebensstils

Georg Klingler, Umweltwissenschaftler, Klima-Campaigner und als Landwirt «HofNarr» auf dem gleichnamigen bio-vegane Lebenshof für vor dem Tod gerettete Tiere in Hinteregg, richtet den Blick auf die Landwirtschaft. «Ja, wir haben ein Problem, aber wir haben auch Lösungen», hält er einleitend fest. Sorgen macht ihm der eklatante Verlust der Biodiversität. Er verweist auf die Aussagen des Uno-Weltartenschutzrats, wonach wir die Natur in rasend schnellem Tempo verlieren. Nicht nur gelangen durch das Abbrennen

des Regenwalds zugunsten gigantischer Flächen für Monokulturen und Weiden enorme Mengen von CO₂ in die Atmosphäre. Darüber hinaus trägt der Methanausstoss riesiger Rinderherden, die der Fleischproduktion dienen, ebenfalls entscheidend bei zur Treibhausgasmenge und damit zur Klimaerwärmung. «Die Einzigen, die daran etwas ändern können, sind wir alle», nimmt Klingler sein Publikum in die Pflicht. Der beste Weg, den ökologischen Fussabdruck von Tierprodukten zu reduzieren, sei der Verzicht auf sie, ist der vegane Bauer überzeugt. «Wir decken nur 18 Prozent der konsumierten Kalorien mit tierischen Produkten, zu deren Produktion benötigen wir aber 83 Prozent des Landwirtschaftslandes.» Würde dieses Land wieder anders genutzt, nämlich um pflanzliche menschliche Nahrung anzubauen und etwa auch, um Wald zu restaurieren, liessen sich die Ökosysteme renaturieren. In Klinglers Augen ist es deshalb unabdingbar, dass wir unseren Lebensstil ändern, umso mehr, als er in der aktuellen Form Begehrlichkeiten in anderen Weltgegenden weckt, deren Folgen das Klima unweigerlich und massiv weiter verschlechtern.

Uni Zürich richtet sich nach Klimaszenarien bis 2050

Philipp Glatt, Umweltwissenschaftler und einst selber Schüler an der Kantonsschule Hottingen, ist Projektleiter Energieversorgung der Universität Zürich, die er mit ihren unzähligen Gebäuden sowie den 25 000 Studierenden und 10 000 Mitarbeitenden als «Stadt in der Stadt» bezeichnet. Er beschäftigt sich mit dem Energieverbrauch der universitätseigenen Gebäude. Die Universität ist nun vom Kanton Zürich aufgefördert, jährlich etwa 10 Prozent Energie zu sparen. Dies, indem unter anderem Neubauten ausschliesslich nach dem Minergiestandard erstellt werden. Für die Kühlung wird Seewasser genutzt. Ungenutzte Abwärme soll in Erdsonden gespeichert und im Winter zu Heizzwecken reaktiviert werden. Jede geeignete freie Fläche ist für Fotovoltaik zu nutzen. Graue Energie, die bereits in den Baumaterialien steckt, gilt es zu minimieren. Glatt schätzt, dass es etwa 40 Jahre dauern werde, bis alle CO₂-Emissionen aus den Gebäuden eliminiert sind, «eine Herkulesaufgabe», wie er sagt. Heute würde in der Schweiz so gebaut, als ob die Temperaturen noch auf dem Niveau der 1980er-Jahre wären. Die Universität hingegen geht bei ihren Neubauten ab sofort von den Klimaszenarien bis 2050 aus. «Der Klimawandel findet statt, und wir können und dürfen ihn nicht ignorieren», kommt er zum Schluss.

CO₂-Kompensation befreit nicht von Umdenken

Die Voten der drei Referenten lassen keinen Zweifel offen: Es gilt, konkrete Massnahmen

zu treffen, und zwar sofort. Ist die CO₂-Kompensation dabei ein taugliches Mittel oder wird das Problem damit einfach verlagert? Georg Klingler sieht in Kompensationszahlungen keine Rechtfertigung dafür, den bisherigen Lebensstil beizubehalten. Die mittels Kompensation generierten Gelder könnten wohl genutzt werden, um treibhausgasneutrale Projekte zu fördern und unterstützen, doch befreie das den Einzelnen nicht davon, seinen eigenen CO₂-Ausstoss so gering wie irgend möglich zu halten. Reto Knutti befürchtet zudem, dass das weniger weit entwickelte Ausland schwerlich davon zu überzeugen ist, wirkungsvolle Projekte an die Hand zu nehmen, wenn gleichzeitig die hochentwickelten Staaten sich unfähig zeigen, ihren Treibhausgasausstoss auf null zu senken. «Wir haben das Problem verursacht und tragen deshalb auch die Verantwortung, einen ersten Schritt zum Aufräumen zu machen.»

Technologie und Wirtschaft sind gefordert

Dass dabei auch wirtschaftliche Aspekte eine entscheidende Rolle spielen, kommt erschwerend hinzu. Wäre es nicht angezeigt, auf eine schrumpfende statt eine wachsende Wirtschaft hinzuarbeiten? Reto Knutti beurteilt diese Chance als sehr klein, zeige sich doch die Gesellschaft nicht sehr bereit, auf ihre Errungenschaften zu verzichten. «Seien wir ehrlich, wir wollen nicht mehr in Höhlen wohnen.» Diese Ansicht teilt Philipp Glatt. «Das Ziel muss es sein, Win-Win-Situationen zu schaffen, wie etwa die Leute auch von den wirtschaftlichen Vorteilen einer neuen, klimafreundlichen Heizung zu überzeugen.»

Eine technologische Möglichkeit, CO₂ loszuwerden, besteht darin, es aus der Luft abzusaugen und im Boden einzulagern (Sequestrierung). Es gibt bereits derartige Pilotprojekte, doch ist das Verfahren einerseits sehr teuer und andererseits lässt sich so nur ein verschwindend kleiner Teil des globalen CO₂-Ausstosses von jährlich 40 Milliarden Tonnen beseitigen. Es sei also auf dessen Vermeidung zu setzen und nicht auf dessen Entsorgung, stellt Reto Knutti klar. Georg Klingler hingegen sieht diese Technologie auch als Hoffnung. Allerdings müsse Druck, auch finanzieller, auf die Verursacher von Treibhausgasen ausgeübt werden. Er denkt an eine Erlaubnis, gewisse Mengen an CO₂ zu emittieren, dies aber verbunden mit der Bedingung, deren Beseitigung entsprechend teuer zu bezahlen.

Streik ist gut, persönliches Engagement ist besser

Dass die Schülerstreiks der letzten Zeit dazu beitragen, den akuten Handlungsbedarf sichtbar zu machen, ist wohl begrüssenswert, reicht aber bei Weitem nicht aus, um konkret und rasch etwas zu ändern. Georg Klingler sieht eine einfache und wirksame Massnahme in der grundsätzlichen Umstellung der

Ernährungsgewohnheiten jedes Einzelnen. Klimaforscher Knutti ruft zudem die Schülerinnen und Schüler dazu auf, nicht nur zu streiken, sondern konkret zu handeln und direkt mit Verantwortlichen in Politik und Wirtschaft das Gespräch zu suchen. «Schreiben Sie an die Volksvertreterinnen und -vertreter, an Entscheidungsträger in der Wirtschaft und fordern Sie sie zu direkten Diskussionen auf.» Wenn sich jede und jeder Einzelne der Klimajugendbewegung persönlich engagiere und Verantwortung übernehme, ergebe dies einen unerhört dynamischen Effekt und erzeuge massiven Druck auf die ganze Gesellschaft.

Die Frage, ob die Kantonsschulen die Schülerinnen und Schüler nicht vom Unterricht befreien müssten, um ihnen freie Zeit zum Streiken zu gewähren, löst zwar lebhaften Applaus aus. Doch für Reto Knutti beinhaltet Streik zivilen Ungehorsam. «Wenn Sie dieses Zeichen setzen wollen, dann tun Sie es und tragen Sie die Konsequenzen, die das Fernbleiben vom Unterricht mit sich bringt.»

Staatliche Rahmenbedingungen sind unabdingbar

Selbst wenn jedes Individuum guten Willens wäre, seinen Lebensstil umzukrempeln und seinen Beitrag zu leisten, um dem Klimawandel Einhalt zu gebieten, wird sich eine Verbesserung alleine mit Freiwilligkeit nicht lösen lassen. Wie Reto Knutti aufzeigt, wurde bisher kein einziges unserer Umweltprobleme ohne staatliche, verbindliche Rahmenbedingungen wie etwa Verbote, Lenkungsabgaben oder Subventionen gelöst. «Wir alle müssen uns deshalb mit unserem Wahl- und Stimmrecht dafür einsetzen, dass die von uns gewählten Politikerinnen und Politiker diese Rahmenbedingungen setzen.»

In einem sind sich Reto Knutti, Georg Klingler, Philipp Glatt und – nach allem Gehörten – wohl auch das Publikum einig: Nichtstun ist keine Option – und die Zeit drängt. Interessant wäre es gewesen zu erfahren, ob ein andersdenkender Podiumsteilnehmer an dieser einhelligen Meinung etwas zu ändern vermocht hätte. ●

FOTO: JAVARMAN3 / ISTOCKPHOTO

Typen

Figürliches Modellieren



Die Schülerinnen und Schüler des Ergänzungsfachs haben unterschiedliche «Typen» zuerst skizziert und danach aus Plastilin modelliert und schliesslich bemalt. Sie haben sich dabei im Erfassen und Darstellen der menschlichen Anatomie und der Proportionen geübt.



FOTOS: SIMON HAAS



Die Schulleitung der Kantonsschule Hottingen

Aus der Schulleitung

Nach 1,5 Jahren in kompletter Neubesetzung zieht die Schulleitung **erste Bilanz**.

von Stephan Amstutz, Madeleine Oelen und Daniel Zahno

Die Schulleitung der Kantonsschule Hottingen setzt sich zusammen aus Daniel Zahno, Rektor, Stephan Amstutz, Prorektor, und Madeleine Oelen, Prorektorin. Mit dem Amtsantritt von Madeleine Oelen im August 2018 wurde der Generationenwechsel in der Schulleitung, der mit der Pensionierung von Rektor Peter Stalder im August 2016 begann, abgeschlossen.

Im Frühjahrssemester 2019 wurde die Kantonsschule Hottingen durch das Institut für externe Schulevaluation auf der Sekundarstufe II (IFES) evaluiert. Dadurch erhielten wir bereits ein Semester nach dem Start der neuen Schulleitung eine breit abgestützte Rückmeldung. Erfreulicherweise stellt der Bericht fest, dass die Schulleitung viel Wohlwollen genießt und es wird ihr eine offene Kommunikation und Lösungsorientierung attestiert.

Die Kantonsschule Hottingen ist als innovative Schule mit einer klaren Positionierung im Bereich Wirtschaft und Recht bekannt. Darauf sind wir stolz und diesen Fokus wollen wir auch in Zukunft weiterverfolgen. Wir sind zudem überzeugt, dass wir gemeinsam mit unseren Lehrpersonen sowohl die Schule wie auch das Berufsbild der Lehrperson weiterentwickeln können, indem wir sie den veränderten Realitäten und Rahmenbedingungen anpassen und die aktuellen Projekte in diesem Kontext primär als Chance betrachten. ●

Zwei grosse Aufgaben in den nächsten Jahren

Für uns als Schulleiterin und Schulleiter der Kantonsschule Hottingen stellen sich in den nächsten Jahren vor allem zwei grosse Aufgaben:

1

Pädagogisch

Es laufen zur Zeit verschiedene Projekte: Digitalisierung, Informatik im Gymnasium, GyMi 2022, Basale fachliche Kompetenzen für die allgemeine Studierfähigkeit, Gemeinsam Prüfen, Bildungsverordnung BiVo 2022 für die HMS, BYOD für die IMS ... Alle diese Projekte haben Einfluss auf die Lehrpläne und Fachschaftsrichtlinien. Gemeinsam mit den Lehrpersonen wollen wir die Grundsätze für die nächsten Jahre festlegen. Dabei geht es nicht nur darum, Stundendotationen anzupassen und Notebookklassen einzuführen, sondern zu prüfen, was diese Projekte für pädagogische (d. h. methodisch-didaktische) Auswirkungen haben. Zudem müssen wir die Rahmenbedingungen für einen den veränderten Anforderungen angepassten Unterricht schaffen. Viele dieser Projekte haben das Potenzial, die Rolle der Lehrpersonen gewichtig zu verändern. Diese Veränderungen, die auch von Ängsten begleitet sein können, gilt es sorgfältig einzuführen, zu begleiten und gegebenenfalls korrigierend einzugreifen. Lehrpersonen tragen eine hohe Eigenverantwortung und sind im Beruf überdurchschnittlich engagiert. Die laufenden und zukünftigen Projekte sollen die Verantwortung stärken und fördern und dürfen nicht dazu führen, dass vor lauter «Projektitis» das Engagement für die Schülerinnen und Schüler sowie den Unterricht in den Hintergrund gerät.

2

Organisatorisch

1995 zählten wir 470 Schülerinnen und Schüler sowie 77 Lehrpersonen an der Kantonsschule Hottingen. Heute sind es 810 Schülerinnen und Schüler sowie 110 Lehrpersonen. Wir sind somit die fünftgrösste Kantonsschule im Kanton Zürich. Viele organisatorische Prozesse und Strukturen müssen der neuen, signifikant grösseren Schule angepasst werden. Einerseits gilt es, den nicht-pädagogischen Bereich (Verwaltung, Hausdienst, Informatik, Mediothek, Labor) und die Räumlichkeiten den gewachsenen Schüler- und Klassenzahlen ressourcenmässig anzupassen. Gemeinsam mit dem Mittelschul- und Berufsbildungsamt sind die notwendigen Massnahmen eingeleitet. Andererseits müssen auch Prozesse, welche die Lehrpersonen direkt betreffen, reorganisiert werden. Lieb gewonnene Traditionen müssen überdacht und an die veränderten Verhältnisse adaptiert werden. Dies erfordert von allen Seiten eine vorausschauende Planung, klare Prioritäten sowie die Bereitschaft zu Flexibilität und Veränderung.

Was wir schon immer wissen wollten – 10 Fragen an die Schulleitung



Madeleine Oelen
Prorektorin

Dieses Buch liegt auf meinem Nachttisch:

Gut gegen Nordwind, Abenteuer Führung, Selfies (in digitaler Form), Seven Myths about Education. (Ich lese immer gleichzeitig mehrere Bücher.)

Eine kühne Tat:

Meinen ältesten Sohn habe ich in Usbekistan geboren. (Nur gerade fünf Tage nachdem wir dorthin ausgewandert waren ...)

Mein Lieblingsessen:

Käse

Eine meiner aktuellen Herausforderung an der Kantonsschule Hottingen ist es, ...

... mehr Aufenthaltsmöglichkeiten für die Schülerinnen und Schüler zu schaffen und dabei keine Vorgaben der Denkmalpflege und der Feuerpolizei zu missachten.

Einmal in meinem Leben möchte ich noch ...

... unbedingt eine weitere Fremdsprache lernen.

Beim Begriff KSH denke ich an ...

... Kollegialität, Spass am Lernen, Horizont erweitern.

Die wenigsten wissen über mich, dass ...

... ich ursprünglich Journalismus studiert habe.

Das würde ich nie machen:

Ein Tattoo stechen lassen.

Dieses Buch habe ich mehrmals gelesen:

Where There is no Doctor (zumindest auszugsweise)

Als Primarschülerin war ich ein Fan von:

Pippi Langstrumpf

Was ich sonst noch sagen wollte:

Dieses ungewöhnliche Objekt steht in meinem Wohnzimmer: Ein lebensgrosser Terrakotta-Krieger aus Xian



Daniel Zahno
Rektor

Dieses Buch liegt auf meinem Nachttisch:

Gabriela Kasperski, Nachtblau der See. (Als Mitglied der Jury des Zürcher Krimipreises liegen fast immer Krimis auf meinem Nachttisch.)

Eine kühne Tat:

Als Ministrant füllte ich das Weihrauchfass mit so viel Weihrauch, dass die halbe Kirche husten musste.

Mein Lieblingsessen:

Pastetli

Eine meiner aktuellen Herausforderung an der Kantonsschule Hottingen ist es, ...

... den Wandel von der kleinen, familiären Schule zur fünftgrössten Kantonsschule zu meistern.

Einmal in meinem Leben möchte ich noch ...

... in die Arktis.

Beim Begriff KSH denke ich an ...

... Begegnungen mit Schülerinnen und Schülern, die vom Jugendlichen zum Erwachsenen gereift sind.

Die wenigsten wissen über mich, dass ...

... ich einmal in Nordkorea war.

Das würde ich nie machen:

Bungee Jumping

Dieses Buch habe ich mehrmals gelesen:

Die Physiker – es war eines meiner Maturbücher.

Als Primarschüler war ich ein Fan von:

Bonanza

Was ich sonst noch sagen wollte:

–



Stephan Amstutz
Prorektor

Dieses Buch liegt auf meinem Nachttisch:

Aktuell ist dies kein klassisches Buch, sondern das Fotobuch unserer Ozeanreise 2019 (Australien und Neuseeland)

Eine kühne Tat:

Ich habe einer unbekanntem Frau in einer Disco übers Mikrofon zu ihrem 18. Geburtstag gratuliert – heute ist sie meine Frau ...

Mein Lieblingsessen:

Fondue Chinoise

Meine aktuellen Herausforderungen an der Kantonsschule Hottingen sind ...

... die Digitalisierung und die geplante HMS-Reform per 2022 sowie der BYOD-Pilot in der IMS, die IDPA-Reorganisation und die HMS-Reform «BiVo 2022».

Einmal in meinem Leben möchte ich noch ...

... unbedingt mit dem ZSC-Mannschaftsbus an ein Auswärtsplayoffspiel mitfahren und Google als Praktikumsarbeitgeber für die IMS gewinnen.

Beim Begriff KSH denke ich an ...

... Heimat, Herzblut, Dynamik und an viele tolle Begegnungen.

Die wenigsten wissen über mich, dass ...

... meine erste Hockeyliebe nicht der ZSC, sondern der EHC Arosa war, ich ursprünglich Geschichte studieren wollte, ich entgegen aller Gerüchte nicht an der KSH wohne und seit über 15 Jahren Vorstandsmitglied in einer Wandergruppe bin.

Das würde ich nie machen:

Meiner Familie, der KSH und dem ZSC untreu werden – und auch nie in einen Heissluftballon steigen.

Dieses Buch habe ich mehrmals gelesen:

Jugend ohne Gott von Ödön von Horváth

Als Primarschüler war ich ein Fan von:

Maradona, David Hasselhoff und der Pop-Gruppe Europe

Was ich sonst noch sagen wollte:

Meine ersten Berufswünsche im Kindesalter waren Tierarzt, Sportreporter und Schmutzli. Und: Ein normaler Arbeitstag beginnt für mich, wenn die meisten KSH-ler noch in der Tiefschlafphase sind.

Fleissige Helfer im Hintergrund

1. Teil: Hausdienst und Reinigung

Sie sind immer da, wenn man sie braucht, kennen für jedes Problem eine Lösung und garantieren so einen reibungslosen Ablauf des Schulbetriebs: die Mitarbeitenden der Kantonsschule Hottingen. Wir stellen die Menschen hinter den Kulissen vor.



Heinz Castelberg

FUNKTION
Hausmeister
TEAM
Hausdienst
EXPERTE FÜR
Alles ausser Unterricht
AN DER KSH SEIT
März 2016
ARBEITSBEGINN
06.45 Uhr
DAS MAG ICH AN MEINER ARBEIT BESONDERS
Mein Team und dessen Leistung für die KSH
DAS GEFÄLLT MIR AN DER KSH
Die Arbeit geht nicht aus.



Vincenzo de Francesco

FUNKTION
Hauswart
TEAM
Hausdienst
EXPERTE FÜR
Reparaturen aller Art
AN DER KSH SEIT
November 2015
ARBEITSBEGINN
7.00 Uhr
DAS MAG ICH AN MEINER ARBEIT BESONDERS
Instandhaltung von Einrichtungen und Vermeidung unnötiger Schäden
DAS GEFÄLLT MIR AN DER KSH
Das Hausdienst-Team



Piratheep (Paki) Sivaprakasam

FUNKTION
Hauswart
TEAM
Hausdienst
EXPERTE FÜR
Apéros
AN DER KSH SEIT
August 2005
ARBEITSBEGINN
7.00 Uhr
DAS MAG ICH AN MEINER ARBEIT BESONDERS
Meine Arbeit ist so vielseitig, das gefällt mir sehr!
DAS GEFÄLLT MIR AN DER KSH
Es wird nicht langweilig, ich habe immer etwas zu tun.



Mirushe Azizi-Aliji

FUNKTION
Reinigungsfachfrau
TEAM
Reinigung
EXPERTIN FÜR
kreative Lösungen für scheinbar unlösbare Probleme empfehlen und ausführen
AN DER KSH SEIT
Februar 2004
ARBEITSBEGINN
06.30 Uhr
DAS MAG ICH AN MEINER ARBEIT BESONDERS
Ich beginne ganz früh am Morgen und habe dann den Rest des Tages für mich.
DAS GEFÄLLT MIR AN DER KSH
Eine sichere und attraktive Arbeitsstelle, gute Sozialleistungen



Redja-Basini Sejjimka

FUNKTION
Reinigungsfachfrau
TEAM
Reinigung
AN DER KSH SEIT
Dezember 2005
ARBEITSBEGINN
13.15 Uhr
DAS MAG ICH AN MEINER ARBEIT BESONDERS
Manchmal mag ich meine Arbeit mehr, manchmal weniger.
DAS GEFÄLLT MIR AN DER KSH
Die Leute sind freundlich!



Antoine Parisi

FUNKTION
Lehrling Fachmann Betriebsunterhalt
TEAM
Hausdienst
EXPERTE FÜR
Reinigung, Garten und Gebäudeunterhalt
AN DER KSH SEIT
August 2016
ARBEITSBEGINN
Je nach Schicht um 7.00 Uhr oder um 9.00 Uhr
DAS MAG ICH AN MEINER ARBEIT BESONDERS
Selbstständigkeit und Abwechslung
DAS GEFÄLLT MIR AN DER KSH
Die höflichen Schüler und Lehrpersonen



Lukas Scheuermann

FUNKTION
Lehrling Fachmann Betriebsunterhalt
TEAM
Hausdienst
EXPERTE FÜR
Ordnung im Haus
AN DER KSH SEIT
August 2017
ARBEITSBEGINN
Je nach Schicht um 7.00 Uhr oder um 9.00 Uhr
DAS MAG ICH AN MEINER ARBEIT BESONDERS
Das Fahren mit der Scheuersaugmaschine
DAS GEFÄLLT MIR AN DER KSH
Das gute Team und das gutes Arbeitsklima

Das kleine 1x1

Wer die Unendlichkeit beherrschen will, muss Variablen verstehen.



von Thomas Preu

Dieses Mal möchte ich mich ganz einem rein mathematischen Thema widmen, dem kleinen 1x1, gesprochen «Ein-mal-Eins». Vielleicht werden manche, insbesondere Kol-

legen aus der Mathematikfachschaft, jetzt murren: «Das macht man ja in der Primarschule! Das ist ja noch nicht mal Mathematik, sondern bloss Rechnen!» Schauen wir einmal ...

Das kleine 1x1 sagt einem, wie man Ziffern multiplizieren muss: etwa $3 \times 4 = 12$ oder $9 \times 7 = 63$. Man kann dies übersichtlich in einer Tabelle, einer sogenannten Multiplikationstabelle, darstellen (wer das nachschlagen möchte, wird sicher im Internet fündig) und in der Primarschule gilt es, diese Tabelle auswendig zu lernen.

Mein Vater, Jahrgang 1951, musste auch noch das grosse 1x1 auswendig lernen, und zwar mit Faktoren bis 30. Heute scheint man unter dem grossen 1x1 nur noch Faktoren bis 20 zu verstehen (Wikipedia) und auswendig lernen musste selbst ich keine von beiden Varianten mehr in der bayerischen Grundschule. Aber gemäss des seit 2016 gültigen Anhangs zum Rahmenlehrplan ist das grosse 1x1 das erste basale Thema aus der Mathematik, das eine Maturandin können muss.

Wenn man das kleine 1x1 nicht auswendig kann, dann wird es für die Mittelschulmathematik schwierig. Klar macht das auch der Taschenrechner, aber man verliert viel Zeit, insbesondere in Prüfungen, und ein vertieftes mathematisches Verständnis ist leichter zu haben, wenn man die Grundlagen beherrscht.

Wie kann man sich trotzdem (ohne Taschenrechner) behelfen? Man erinnert sich etwa an die Definition der Multiplikation: iteriertes, also wiederholtes, Addieren:

$$3 \times 4 = 4 + 4 + 4 = 8 + 4 = 12.$$

Also 3-fach die 4 addieren – dazu muss man zusammenzählen können, doch davon gehen wir jetzt einmal aus. Im Prinzip geht das auch mit 9×7 , aber es wird schon ziemlich mühsam und aufwendig. Und 9×7 ist das Produkt von einigermaßen grossen Ziffern – gerade bei solchen Produkten vergisst man die 1x1-Tabelle am ehesten.

Gibt es vielleicht einen Trick? Ja! Ich habe ihn letztes Jahr von einem afghanischen Geflüchteten gelernt, einer zufälligen Bekanntschaft. Wir haben uns einige Male getroffen, damit er seine Mathematikfertigkeiten für eine Berufslehre aufbessern kann. Dabei hat sich unser Verhältnis – er der Schüler, ich der Lehrer – für einmal umgekehrt.

Wie geht das nun? Um 9×7 zu rechnen, nimmt man erst die Differenzen der Faktoren zu 10, also:

$$10 - 9 = 1 \quad \text{und} \quad 10 - 7 = 3.$$

Dann nimmt man die Summe der beiden neuen Ziffern und zieht sie von 10 ab, ausserdem rechnet man noch das Produkt der neuen Ziffern aus, also:

$$1 + 3 = 4, \quad 10 - 4 = 6 \quad \text{und} \quad 1 \times 3 = 3.$$

Stellt man diese beiden Ziffern in dieser Reihenfolge hintereinander, erhält man das korrekte Ergebnis:

$$9 \times 7 = 63.$$

Man muss immer noch multiplizieren, aber so kann man aus den grossen Ziffern 9 und 7 kleine Ziffern, nämlich 1 und 3, machen, die hoffentlich leichter zu multiplizieren sind. Wenn man das schnell machen will, schreibt man einfach Hilfsziffern über die eigentliche Rechnung:

$$9^1 \times 7^3 = 6^4 \ 3$$

Ich war ehrlich gesagt ziemlich baff, als ich das gesehen habe. Zuerst dachte ich, das könnte auch ein zufälliger Glückstreffer sein, und habe ein weiteres Beispiel ausprobiert, das sich aber als korrekt erwiesen hat. An dieser Stelle hat dann der Mathematiker in mir übernommen und ich habe meinen Schüler für ein paar Momente verloren – ich wollte es einfach verstehen ... Mit etwas Algebra aus der Sekundarschule können Sie meine Gedanken aber nachvollziehen. Zuerst habe ich 9 und 7 durch x und y ersetzt, also xxy, und die Differenzen ergeben sich als:

$$10 - x \quad \text{und} \quad 10 - y.$$

Die weiteren Schritte lauten dann:

$$(10 - x) + (10 - y) = 20 - x - y,$$

$$10 - (20 - x - y) = -10 + x + y$$

und

$$(10 - x) \times (10 - y) = 10 \times 10 - 10 \times y - 10 \times x + x \times y = 100 - 10x - 10y + xy.$$

Das «Hintereinanderstellen» von Ziffern a und b wird zu $10a + b$, also:

$$10(-10 + x + y) + (100 - 10x - 10y + xy)$$

$$= -100 + 10x + 10y + 100 - 10x - 10y + xy$$

$$= xy.$$

Siehe da! Es geht auf! Immer!

Damit ist gezeigt, per mathematischem Beweis, dass dieser Trick immer funktioniert, nicht nur für Ziffern x und y, sondern für beliebige Zahlen, sogar Dezimalzahlen. Das ist eine fundamentale mathematische «Zaubertrick»: Durch das Einführen der Variablen x und y kann man Erkenntnisse gewinnen für alle, unendlich viele Zahlen, die man für x bzw. y einsetzen möchte. Ich kann unendlich viele Zahlrechnung in eine einzige Variablenrechnung hineinpacken! Das ist der wesentliche «Zauber», mit der Mathemagier die Unendlichkeit beherrschen.

Ich hoffe, Sie haben einige Dinge gesehen:

1. Selbst in so banalen Rechnungen wie dem 1x1 steckt bei vertiefter Betrachtung viel Mathematik.
2. Wer die Unendlichkeit beherrschen will, muss Variablen verstehen.
3. Lehrer wissen zwar viel, aber nicht alles. Um ein guter Lehrer zu sein, muss man von Schülern lernen können.

Für die Skeptikerin, die diesem «faulen Zauber» der «variablen Unendlichkeit» nicht Glauben schenken mag, habe ich noch ein letztes Beispiel, wobei ich zwischen den Schritten die Erklärungen aber weglassen:

$$12 \times 13 = ?$$

$$10 - 12 = -2 \quad \text{und} \quad 10 - 13 = -3$$

$$(-2) + (-3) = -5, \quad 10 - (-5) = 15 \quad \text{und} \quad (-2) \times (-3) = 6$$

$$12 \times 13 = 156.$$

Sind Heizen und Lüften ein Widerspruch?

Wenn im Winter geheizt werden muss, stellt sich die Frage, wie warm es im Zimmer sein soll und ob und wie gelüftet werden soll.



von Christoph Meier

Im letzten Sommer und Herbst wurde an der Kantonsschule Hottingen eine neue Erdsondenheizung installiert. In dieser Zeit lief zur Überbrückung eine Notheizung, die an kälteren Tagen den Heizbedarf unserer Schule nicht ganz zu decken vermochte. Da stellte sich für manche Leute die Frage, was denn eine «angenehme» Raumtemperatur sei.

Darauf gibt es keine abschliessende Antwort, weil das Wärmeempfinden von Person zu Person verschieden ist und auch nicht alle Leute in einem Raum das Gleiche tun. So sitzen Schülerinnen und Schüler im Unterricht mehrheitlich, während die Lehrpersonen eher die Möglichkeit haben sich während einer Lektion zu bewegen und so den Blutkreislauf und damit die Wärmeverteilung im Körper anzukurbeln.

Das Bundesamt für Gesundheit BAG empfiehlt, die Raumtemperatur auf $20 - 21^\circ \text{C}$ einzustellen und zwei- bis dreimal täglich während fünf bis zehn Minuten am besten «mit Durchzug» zu lüften. Gelüftet werden muss vorwiegend, um die Feuchtigkeit in der Luft zu verringern und – gerade in Schulzimmer – um den Sauerstoffgehalt wieder zu erhöhen. Eine zu hohe Luftfeuchtigkeit über einen längeren Zeitraum kann zu Kondensation und dann zu Schimmelbildung an kühleren Aussenwänden führen. Deshalb sollte die Raumtemperatur auch nicht unter 16°C liegen, weil dies den Prozess der Schimmelbildung beschleunigt.

Stellen wir ein paar Berechnungen für ein typisches Schulzimmer an der Kantonsschule Hottingen an: Das Physikzimmer 03 hat beispielsweise ein Volumen von 173 m^3 . Damit beträgt die Masse der Luft etwa 200 kg. Im Durchschnitt hat eine Klasse 20 Lernende, die je eine Wärmeleistung von 80 W («Grundumsatz») haben und pro Minute ca. 8 Liter Luft ein- und ausatmen. Bei jedem Atemzug wird der Luft ca. 4 % Sauerstoff entzogen und durch CO_2 ersetzt. Gehen wir weiter davon aus, dass es in einem Schulzimmer auch noch etwa 400 kg Tische aus Holz hat, so erhöht sich die Temperatur wegen der Wärmeleistung der Personen in einem hermetisch abgeschlossenen Schulzimmer in einer Lektion um 4.5°C . Da in der gleichen Zeit auch Wärme nach draussen abgegeben wird, beträgt die tatsächliche Temperaturerhöhung am Ende einer Lektion lediglich etwa 2 bis 3°C (Messung).

21 Personen atmen während einer Lektion ca. 7.5 bis 8.0 m^3 Luft ein und aus. Dabei verringert sich der Sauerstoffgehalt von ursprünglich 21 % um 0.2 % auf 20.8 % und der CO_2 -Gehalt steigt um 0.2 % von 0.04 % auf 0.24 %, d.h. er ist am Ende einer Lektion etwa sechsfach! Weil beim Atmen (und auch durch Schwitzen) auch immer Wasserdampf an die Luft abgegeben wird, steigt die Luftfeuchtigkeit stark an. Ausserdem riecht es wegen der Schweissabgabe oftmals etwas streng. Deshalb soll in der Pause tatsächlich stossweise gelüftet werden. Dabei wird die verbrauchte Luft ausgewechselt und etwas abgekühlt. Da die Masse und die Wärmekapazität der Luft eher gering sind, ist die Luft schnell wieder aufgewärmt.

Es ist keine gute Idee, ein Kipfenster während einer Lektion ständig gekippt oder ein kleines Fenster ständig geöffnet zu halten, weil so auch Boden und Möbel abkühlen. Dadurch dauert das anschliessende Aufwärmen länger und verbraucht mehr Heizenergie. ●

Zum Abschied von Barbara Schweizer

Eine Hommage

von Martin Strauss

Betroffen macht uns alle der allzu frühe Hinschied von Barbara Schweizer: So viele Pläne, unzählige grosse und kleine Aufgaben bleiben leider unvollendet. Sie war immer voller Ideen, wusste, was man alles noch machen könnte und sollte – und nun bleibt ihr all dies verwehrt. Uns lässt ihr Tod tieftraurig und völlig ratlos zurück. Wir können es uns nicht vorstellen, ohne sie, ohne ihre allseits geschätzte Unterstützung, ohne ihre nicht nur gut gemeinten, sondern wirklich wertvollen Ratschläge einfach weiterzumachen.

Barbara Schweizer war während all ihren Berufsjahren an der Kantonsschule Hottingen ein hochgeschätztes Mitglied unseres Kollegiums, eine gewichtige Stimme in der Fachschaft der Germanisten, ein wunderbares Gegenüber im Lehrerarbeitszimmer, eine souveräne Konventspräsidentin und eine nie versiegende Quelle der Inspiration für Lehrer wie Schüler.

Ihr ungebrochenes Engagement fürs Fach Deutsch war uns allen ein leuchtendes Vorbild: Sie hielt entschlossen am hohen Bildungswert der Beschäftigung mit Sprache und Literatur fest. Lesen war ihr tägliches Brot, die Auseinandersetzung mit Werken der neusten wie der älteren Literatur gehörte für sie in den Rucksack jedes Gymnasiasten, in den Rucksack fürs ganze Leben. Es ging ihr dabei nicht in erster Linie um Literatur als Lebenshilfe, sondern vielmehr um eine Denkschule, die einen weiterbringt, die einen weit bringt, was sie nicht nur unterrichtet, sondern auch mit Leib und Seele vorgelebt hat.

Mit Stolz und Genugtuung durfte Barbara Schweizer auf Generationen von Maturanden und Diplomanden zurückblicken. Was sie mit den ihr anvertrauten jungen Menschen gelesen und behandelt hat, hat weit über die Mittelschule hinaus Spuren hinterlassen. Ihre Schüler bekamen ein Verhältnis zu Autoren wie Goethe und Fontane oder Arthur Schnitzler und Thomas Mann, um nur vier Schriftsteller zu erwähnen, mit denen sie sich besonders verwandt gefühlt hat. Aber auch weniger bekannte Dichterinnen und Dichter lagen ihr am Herzen.

Doch sie interessierte sich auch als Pädagogin für ihre Schützlinge. Sie nahm Anteil an ihrem Leben, begleitete sie, so gut sie konnte – und sie konnte es ausgezeichnet – durch die turbulenten Jahre des Erwachsenwerdens. Weit über die Schulzeit hinaus verfolgte sie mit grossem Interesse, was aus ihren Schülern an der Universität und im Berufsleben geworden war. An Gartenfesten und Homecoming-Days war sie stets ein gern gesehener Gast. Ehemalige hingen an ihren Lippen und berichteten, welche Hürden ihrer Karriere sie schon überwunden hatten und welche Pläne sie für die Zukunft schmiedeten.

Und nun soll all dies nicht mehr möglich sein: Barbara Schweizer lässt ihre Familie und uns, die wir uns mit ihr verbunden fühlten und fühlen, allein zurück. Wir alle, die sie gekannt, gemocht und geschätzt haben, können und wollen es nicht begreifen, dass wir von nun an ohne sie den Lebensfaden weiter-spinnen müssen, dass wir ihr unverwechselbares Lachen nie mehr hören und dass wir ihre leuchtenden Augen voller Begeisterung und Freude an der Sache nie mehr sehen dürfen. Es ist nur schwerlich vorstellbar und kaum zu ertragen, dass wir nie mehr mit ihr über Gott und die Welt, über unser Land und andere Länder reden können. Eine der anregendsten Quellen ist nun viel zu früh und leider für immer versiegt.

Was wir machen können und was wir mit Sicherheit machen werden, ist jedoch dies: Wir alle werden sie niemals vergessen, sondern sie in allerbesten Erinnerung behalten. ●

Die hier gekürzte Rede wurde am 28. November 2019 in der Kirche St. Martin in Zürich gehalten.

Die Gretchenfrage

von Barbara Ingold

Wenn ich meinen Vater früher durch hehre Versprechen wie «Bin garantiert um zehn wieder da!» zu irgendwelchen Zugeständnissen bewegen wollte, war seine Antwort stets «Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube ...» - was ich zwar lange nicht wirklich, jedoch situativ korrekt als «Vergiss es!» verstand. Erst bei der Faust-Lektüre im Gymnasium erfasste ich den tieferen Sinn des Zitats und erkannte, dass Papa diesen (wie so manch anderen) Spruch bei Goethe abgekupfert hatte. Gretchens berühmte Frage zu eingangs zitierter Antwort Fausts hatte er uns jedoch nie gestellt: «Nun sag, wie hast du's mit der Religion?»

Die Gretchenfrage drängte sich mir erst vor der Konfirmationsfeier auf, an der ich einen vom Pfarrer gewählten Bibelspruch hätte vortragen sollen, mit dem ich mich partout nicht identifizieren konnte. Mein Bibelstudium auf der Suche nach einer passenden Alternative gedieh zwar nicht weit, doch war ein Interesse am Thema geweckt. Der Religionsunterricht auf Primarschulstufe hatte sich in ein paar biblischen Geschichten erschöpft und der Konfirmationsunterricht bewegte sich irgendwo zwischen Sexualkunde und Suchtprävention. Zur eigentlichen Religionsgeschichte waren wir nie vorgedrungen, nicht einmal der Unterschied zwischen Protestantismus und Katholizismus wurde erklärt. Dieses Wissen musste man sich irgendwie selber aneignen.

Ich war froh, reformiert zu sein!

Zum Glück konnte ich auf einen reichen Schatz an vorschulischer Lebenserfahrung zurückgreifen und wusste: Katholiken hatten üppig dekorierte Kirchen und bekamen nach ihrem Ableben den viel schöneren Grabschmuck. Zu Lebzeiten schienen sie aber irgendwie arm dran zu sein, fristete meine katholische Tante mütterlicherseits doch ein karges Dasein als Nonne im Kloster Schwellbrunn, der katholische Onkel hauste mit seiner sechsköpfigen Familie in einer ziemlich engen Wohnung und die katholischen Grosseltern fuhren einen winzigen VW-Käfer. Die reformierte Verwandtschaft väterlicherseits hingegen bewirtschaftete einen prächtigen Hof und besass einen Hürlimann-Traktor. Auch wir bewohnten ein stattliches Haus mit Umschwung. Ich war also froh, reformiert zu sein! Während zahlreicher Sommerferien auf besagtem Bauernhof offenbarten sich mir immer mehr konfessionspezifische Tatsachen, und ich verstand allmählich, warum das Thema bei uns zuhause keines war. Nicht dass die Buechibürger Bauern besonders fleissige Kirchgänger gewesen wären, mitnichten, aber sie missgönnten den Solothurnern die vielen Feiertage von ganzem Herzen und lästerten bei jeder Gelegenheit über die «faulen Katholiken». Ein Wunder also, dass sich unser Vater getraut hatte, eine von denen zu heiraten.

Der Ursprung dieser kleinbäuerlichen Animositäten liegt freilich schon eine ganze Weile

zurück, denn der Buechibärg, obwohl dem katholischen Kanton Solothurn zugehörig, ist seit bald 500 Jahren eine protestantische Enklave, was im 19. Jh. zu divergierender Parteinahme im Sonderbundskrieg führte und offensichtlich bis in die Gegenwart nachwirkt. Die Wechselwirkung von Konfessionszugehörigkeit und Geisteshaltung beeindruckte mich schon als Kind, und heute bin ich davon überzeugt, dass man sich dem Einfluss von Religion (egal welcher Denomination) gar nicht entziehen kann, da sie uns in Form tradierter Wertvorstellungen bewusst oder unbewusst prägt und begleitet.

Sündenfall assoziieren wir mit CO₂-Bilanz

Die Ergründung allfälliger Zusammenhänge ist stets spannend und lohnenswert, vorausgesetzt, ein Bewusstsein für deren Existenz ist überhaupt vorhanden. Das haben auch unsere Bildungspolitiker gemerkt und gemäss Lehrplan 21 soll das Fach RKE (Religionen, Kulturen, Ethik) die entsprechenden Kompetenzen vermitteln. So sollen in Zukunft bereits Primarschüler die «Rolle und Wirkungen von Religionen und Religionsgemeinschaften in gesellschaftlichen Zusammenhängen einschätzen» und «religiöse Motive im Alltag und in kulturellen Werken erkennen können». Ein hehres Ziel, welches zu erreichen, wie so vieles im Lehrplan 21, wohl frommer Wunsch bleiben wird. Ein Baum, ein Apfel, eine Schlange – der



(lehr)plan(21)lose Schüler von heute denkt da eher an ökologischen Landbau und bedrohte Tierarten als an den Sündenfall. Die Genesis kennt er nicht einmal als Rockband, geschweige denn als Schöpfungsgeschichte. Noch schwieriger wird es, politische Haltungen als religiös motiviert zu erkennen, um beispielsweise das Nordirlandproblem beim Brexit zu verstehen oder weshalb Amerikaner das Ideal der Meritokratie so hochhalten, auffallend viele Nobelpreisträger Juden sind oder der Iran und Saudi-Arabien Erzfeinde. Dazu braucht es vielleicht auch mehr als einen RKE-Crashkurs in der Primarschule.

Der Wissensstand aktueller Gymnasiasten ist jedenfalls noch durchzogen: Während einige recht gut informiert sind, wird «Schii» schnell als englischer Kraftausdruck missdeutet oder Mohammed auch schon mal vor Christus verortet, im vollen Wissen darum, dass der Islam als letzte der drei monotheistischen Religionen auf seinen Vorgängern aufbaut. Auch Hindus haben oft mehr Ahnung von Recycling als von Reinkarnation und kennen Karma nur noch als Vegi-Linie von Coop. Die meisten wachsen also ähnlich weltlich auf wie ich vor 50 Jahren und geben sich gerne betont atheistisch – begeistern sich aber gleichwohl für Konzepte, die auf religiösem Fundament stehen.

Auch Gretas «ziviler Ungehorsam» hat ein religiöses Fundament

Gretas Schulstreik zum Beispiel oder die radikalen Aktionen der Extinction-Rebellen bedienen sich der vielfach bewährten Methode des «zivilen Ungehorsams», deren Erfinder Henry David Thoreau in seiner gleichnamigen Streitschrift zur Rechtfertigung seiner Steuerverweigerung letztlich auch auf Gott zurückgreift. Seine harsche Demokratiekritik von 1849 mündet nämlich in den ziemlich selbstgerecht anmutenden Behauptungen: «Any man more right than his neighbors constitutes a majority of one» und «I think that it is enough if they have God on their side». Jedermann also, der es besser weiss als sein Nachbar, bilde auch als Einzelner eine (sozusagen qualitative) Mehrheit. Und diese Mehrheit des oder der Rechtschaffenen dürfe sich dem Willen der quantitativen Mehrheit widersetzen, wenn und weil (!) sie Gott auf ihrer Seite wisse. Woher aber nimmt Thoreau die Gewissheit, dass er recht, geschweige denn Gott auf seiner Seite hat? Reklamierte dergleichen nicht schon Terrorfürst Robespierre? Und ist dies nicht auch das Killerargument jedes IS-Terroristen? Die erste Ikone der Naturschützer und Erfinder des gewaltlosen Staatsstreiks Henry David Thoreau, erklärtes Vorbild vieler Nachahmer von Ghandi über Martin Luther King bis hin zu Greta & Co., legitimierte sein Tun mit derselben calvinistisch inspirierten Borniertheit, von der er sich in anderen Belangen, zum Beispiel bezüglich Arbeitsethik, dezidiert zu distanzieren suchte.

In Zeiten, wo Konsumtempel den Gotteshäusern die Kundschaft längst streitig gemacht haben, wir unseren sündigen Lebensstil bequem mit CO₂-Emissionszuschlägen statt Ablässen sühnen können und Religionen zunehmend ein Folkloredasein fristen, wo uns also wie Faust «der Glaube fehlt», tut etwas Grundlagenkenntnis der «Botschaften» jeder Couleur Not. Denn sie wirken, bewusst oder unbewusst, überall weiter. ●

FOTOS: AARONMAY/ISTOCKPHOTO, NOSYREVI/ISTOCKPHOTO

Sieg in der Leichtathletik

Am diesjährigen Mittelschulsporttag war unser handverlesenes Team nicht zu stoppen, siegte mit grossem Vorsprung und brach so die Wetziker Vormachtstellung.



Stehend:
Robin Schmid, H3b;
Rex Gerard, G2c;
Jérémie Mwabila, H1c;
Liam Müller, H3c;
Finn Antelmann, H2a.

Kauernd:
Ben Klomp, G4e;
Michel Borner, H3b;
Sydney Jäger, H3b;
Michael Moser, G2c.

Es fehlen auf dem Bild:
Gabriel Molino, G3b;
Blendi Ramshaj, H3b.

von Alex Dübendorfer

Den Mittelschulsporttag gibt es schon seit den 1980er-Jahren. War er früher noch ein Anlass, an dem es eher um den Spass und das Mitmachen ging, hat er sich zu einem Sportevent gemauert, an dem ein Titel zu holen ist, der mittlerweile ein nicht unbedeutendes Gewicht hat. Es geht darum, dass sich die besten Sportlerinnen und Sportler der Zürcher Mittelschulen miteinander messen, um im grössten Kanton der Schweiz in verschiedensten Sportarten die beste Mittelschule zu erküren. In den meisten Disziplinen und Sportarten sind am Mittelschulsporttag mitunter national erfolgreiche Talente zu sehen, seien sie bereits Nationalliga-A- oder Elitespieler oder, wie in der Leichtathletik, unter den Top 3 der Schweiz. Das bedeutet, dass das Niveau der Wettkämpfe in der Regel sehr hoch ist und es immer schwieriger wird, den Titel zu gewinnen. Für eher kleine Schulen wie die Kantonsschule Hottingen ist es daher umso bedeutender, wenn wir in einer Sportart den Sieg oder einen Top-3-Platz erringen können, weil wir schlicht weniger Schülerinnen und Schüler haben und deshalb auch ein kleineres Reservoir an aussergewöhnlichen Sportlerinnen und Sportlern.

In der Leichtathletik besteht der Wettkampf aus einem Teamwettkampf, den es in dieser Form sonst nirgends gibt, der aber durchaus sehr spannend angelegt ist: In den acht Disziplinen 100m, 400m, Weitsprung, Hochsprung, 1500m, Kugelstossen, Speerwurf und 4 x 100m-Staffel müssen mindestens zwei und maximal vier Athleten pro Schule antreten. Insgesamt dürfen nicht mehr als 12 Athleten pro Schule über alle acht Disziplinen nominiert werden. Pro Disziplin zählen jeweils die besten zwei Leistungen pro Schule, von denen dann der Mittelwert errechnet wird, worauf dann pro Disziplin Rangpunkte vergeben werden (Rang 1 für den besten Mittelwert usw.). Ausnahme bildet die 4 x 100m-Staffel, welche nur von je einer Mannschaft pro Schule besetzt wird. Deshalb zählt dort nur ein Wert. Gewonnen hat am Schluss diejenige Schule mit der kleinsten Rangpunktezahl über alle acht Disziplinen. Dieses Format hat zur Folge, dass das Team sehr vielseitig und breit abgestützt sein sollte. Ein grosser Vorteil ist, wenn man Mehrkämpfer hat, die viele Disziplinen absolvieren können, aber es braucht auch Spezialisten, welche dann nur eine oder zwei Disziplinen machen können (z. B. Werfer/Mittelstreckler).

Seit 2012 war der Sieger bei den Knaben stets der gleiche, nämlich die Kantonsschule Oberland (Wetzikon), welche traditionell viele Leichtathleten hat und auch sehr gross ist. Im letzten Jahr waren wir absolut ebenbürtig und belegten nach einem epischen Duell am Schluss den 2. Rang mit nur zwei Rangpunkten Rückstand auf Wetzikon. Das wollten wir nicht auf uns sitzen lassen und weil in diesem Jahr mit einer Ausnahme (aber adäquatem Ersatz) das gleiche Team an den Start gehen konnte, ging es vor allem darum, die schwachen Disziplinen (Kugel und Hochsprung) zu stärken, was uns auch sehr gut gelang. In diesem Jahr war unser handverlesenes Team nicht zu stoppen und siegte mit grossem Vorsprung vor Wetzikon, wodurch deren Vormachtstellung endlich gebrochen werden konnte. Unsere Dominanz zeigt sich auch darin, dass wir in keiner Disziplin schlechter als im 2. Rang klassiert waren! ●

Casus knaxus

Der vierte Fall, Codename: Akkusativ

von Cornelia Heinz

Des Schweizlers Zunge sperrt sich gegen ihn, der Schweizer Stift will ihn nicht schreiben und der Tastatur fehlt immer just genau dann, wenn es Not täte, das «n» zum «de» → «den». Es ist zum Haareräufen. Woher kommt das der deutschen Zugewanderten schmerzhaft Stiche zufügende Vernachlässigen des eleganten 4. Falles? Vom Dialekt, natürlich!

Sagt die deutsche Zunge: «Den Rechner müssen wir ersetzen, der ist kaputt.», dann erwidert die Schweizerin: «De Compi? De isch doch no guet, de funktioniert doch no.»

Ist der Mensch aus dem Norden nur selten oder noch nicht lange im Lande, so fragt er vielleicht nach, ob die gute Frau dies noch einmal wiederholen könnte. Und die gute Frau merkt, dass der Fremde des Schweizerdeutschen nicht mächtig ist, stellt zuvorkommend aufs Hochdeutsche um und sagt freundlich: «Der Compi willst Du ersetzen? Der ist doch noch gut.»

Man will nicht unhöflich sein und zuckt nur kurz, beinahe unmerklich zusammen. Doch dann geschieht es fortwährend: aus vielen Kehlen und in vielen Nachrichten kein «n».

Selbiges in Schülertexten. Da wimmelt es, so dass es kaum zum Aushalten ist, von Nominativen, die dreist den Platz des Akkusativs einnehmen: «Der Ball lag genau vor mir. Perfekt! Ich schnappte mir der Ball und rannte los, bis ich an der Hag kam, wo mir Maja lächelnd entgegentrat, die Hand ausstreckte und mir der Ball wegnahm. Sie rannte, nun laut lachend, davon und liess der Ball nicht mehr los. Der konnte ich vergessen!» Übersetzen Sie sich diesen Ausschnitt mal geschwind ins Schweizerdeutsche ... Sehen Sie, da klingt nichts mehr falsch.

Sprachwissenschaftler haben erkannt, dass in der Deklination der Nomen die Entwicklung der hochalemannischen Mund-

arten, zu denen das Schweizerdeutsche zählt, weiter vorangeschritten ist als im Hoch- bzw. Standarddeutschen. Der Genitiv hat sich, von Eigennamen abgesehen, verabschiedet. Er wurde durch Präpositionalgefüge («s Bild vom Vater») oder den sogenannten possessiven Dativ («em Vater sis Bild») ersetzt. Was im Schweizerdeutschen als gewöhnlich und verbreitet daherkommt, bereitet der nördlichen Zugewanderten Schweissausbrüche, denn schon zu Kindergartenzeiten wurden ihr Flausen, wie «Das ist Tom seine Tasche.», unnachgiebig ausgetrieben.

Den Dativ gibt es in beiden Varianten, da herrscht Eintracht: «Ich hilf immer gern em Mami.» «Ich helfe immer gern der Mami.» (Nur nebenbei sei hier noch darauf hingewiesen, dass die Frau, sobald sie entbunden hat, im Schweizerdeutschen zum Neutrum wird. Bemerkenswert!)

Tja, und der Akkusativ? Der ist im Hochdeutschen und im Schweizerdeutschen bei den Feminina und den Neutra mit dem Nominativ zusammengefallen: «Ich wird mir die Chatz chaufe. Die isch soo süess! Nei, chauf dir 's andere Büsi. Es isch no härziger.» Zu Deutsch: «Ich werde mir diese Katze kaufen. Die ist soo süess! Nein, kauf dir das andere Kätzchen. Es ist noch niedlicher.»

Bei den Maskulina geht das Schweizerdeutsche mutig noch einen Schritt weiter und macht den Sack zu, indem es auch hier Nominativ und Akkusativ zusammenwirft: «Aber ich wird mir de Hund chaufe, wenn mini Eltere iverstande sind. De Hund isch soo süess!» Das Hochdeutsche hingegen zielt sich und beharrt auf dem Unterschied: «Aber

ich werde mir den Hund kaufen, wenn meine Eltern einverstanden sind. Der Hund ist soo süess!»

Im hochdeutschen Plural hingegen sind wiederum in allen drei Genera der erste und der vierte Fall zusammengefallen.

Nachdem dies nun geklärt ist, kann man mit Fug und Recht sagen, dass es den Akkusativ im Schweizerdeutschen praktisch nicht mehr gibt und wenn du ihn als Deutschschweizer auch im Hochdeutschen ignorierst, dann bist du einfach dich selbst geblieben. Oha! Du bist dich selbst geblieben? Da ist er ja, der Akkusativ! An einer Stelle, an der er eigentlich gar nichts zu suchen hat. Er schlägt also zurück und wehrt sich gegen die dreiste Besetzung durch den Nominativ, und zwar an einer Stelle, an der der Nominativ Platzrecht genießt, nämlich in Verbindung mit «sein», «werden», «bleiben» oder «scheinen». Ich bin ich und du bist du geblieben. So einfach ist das.

Was bleibt mir, der den Akkusativ (sofern korrekt verwendet) schätzenden Frau nach all den wissenschaftlichen Ausführungen also übrig? Ich kann es hinnehmen oder mich in aufreibender Verzweiflung dagegen wehren. Entschieden habe ich mich für die Mitte: In Texten, die mir vorgelegt werden – ob freiwillig oder unfreiwillig, sei dahingestellt – korrigiere ich stoisch die falschen Nominative weg und ver helfe dem Akkusativ zu seinen Ehren. Ansonsten halte ich diese Verstümmelung aus. Nur das Zusammenzucken, das will sich nicht abstellen lassen. Es muss aus vegetativen Tiefen kommen. ●

Man will nicht unhöflich sein und zuckt nur kurz, beinahe unmerklich zusammen.

Man will nicht unhöflich sein und zuckt nur kurz, beinahe unmerklich zusammen.



Digitaler Wandel



von Daniel Zahno

Digitalisierung ist ein Megatrend in Gesellschaft, Unternehmungen und Schulen. Äusserlich nicken alle zur Digitalisierung, innerlich löst diese neben Begeisterung aber bei vielen auch Unruhe und Unsicherheit aus. Wir können noch kaum abschätzen, in welchen Bereichen die Digitalisierung uns wie beeinflussen

wird. Für unsere Schülerinnen und Schüler hingegen ist der tägliche Gebrauch digitaler Medien eine Selbstverständlichkeit.

Die Mittelschulen öffnen sich immer mehr dem digitalen Wandel, und der Regierungsrat hat im März 2019 dazu zwei Beschlüsse gefasst (RRB Nr. 259-2019 und 260-2019). Darin legt er eine Strategie zum digitalen Wandel an den kantonalen Mittel- und Berufsfachschulen fest. Sie soll den Schulen der Sekundarstufe II eine zeitgemässe technische Infrastruktur verschaffen sowie neue Lehr- und Lernformen mit digitalen Hilfsmitteln fördern. Für die Arbeiten im Zusammenhang mit dem digitalen Wandel an den Mittelschulen gilt folgender Leitgedanke: Aktuelle, sichere, bedürfnisgerechte und zuverlässige Technologien werden im Unterricht selbstverständlich genutzt und bereichern orts- und zeitunabhängig das Lehren und Lernen. Daraus wurden Grundsätze abgeleitet: Die Pädagogik steuert die Technik und der digitale Wandel erweitert die didaktisch-pädagogischen Möglichkeiten. Zudem reichen neue Formen des Lehrens und Lernens mit digitalen Hilfsmitteln die Pädagogik an und ergänzen sie. Die pädagogisch-didaktische Freiheit der Lehrpersonen bleibt dabei gewährleistet und innovative und individuelle Lösungen, die den digitalen Wandel im Unterricht fördern, bleiben weiterhin möglich. Im Regierungsratsbeschluss werden die Kosten für die Umsetzung des fünfjährigen Programms und der entsprechenden Projekte in allen Mittelschulen mit rund 8.5 Mio. Franken veranschlagt. Nach der Migration auf die neue Infrastruktur verringern sich die Investitionsausgaben um rund 1.5 Mio. Franken, hingegen fallen in der Erfolgsrechnung jährlich 7.5 Mio. Franken Mehrkosten für alle Mittelschulen an.

Im Herbst 2019 haben wir die alljährliche interne Lehrerweiterbildung dem Thema «Digitaler Wandel» gewidmet. Lehrpersonen aus der Kantonsschule Hottingen und aus anderen Mittelschulen haben dabei Workshops mit Best-Practice-Beispielen durchgeführt. Jede Neuerung in der Schule bietet einerseits die Chance, sich weiterzuentwickeln und sich ein eigenes Profil zu geben.

Andererseits birgt sie aber auch das Risiko, ein Kollegium in verschiedene Gruppierungen zu spalten. An der Kantonsschule Hottingen löst der digitale Wandel sowohl eine positive Dynamik als auch Unsicherheit aus. Wir diskutieren den Mehrwert des digitalen Unterrichts sowie die damit verbundene ökonomische Fragestellung. Ich persönlich erachte es als gefährlich, Unterricht nur oder vorwiegend nach ökonomischen Aspekten zu beurteilen. Und an welchen Kriterien soll der (Mehr)Wert einer Lektion gemessen werden? Im Lehrzimmer werden viele Diskussionen darüber geführt; einig sind wir uns darin, dass wir digitale Mittel bereits heute häufig einsetzen und sie zu einem modernen Unterricht gehören. Wie viel die Schülerinnen und Schüler jedoch mit digitalen Mitteln arbeiten und welche Rolle die Lehrpersonen dabei einnehmen sollen, ist die grosse Frage.

Computer und Handys sind aus unserem Alltag nicht mehr wegzudenken und niemand möchte weder im Beruf noch privat darauf verzichten. In der Stadt Zürich erhalten die Schülerinnen und Schüler in der 5. und 6. Klasse der Volksschule ein persönliches Tablet. Viele Mittelschulen haben ebenfalls mit Tablet- oder BYOD-Klassen begonnen. In der Schulleitung der Kantonsschule Hottingen haben wir beschlossen, auf Beginn des Schuljahres 2020/21 mit den beiden neuen IMS-Klassen ein Pilotprojekt mit «Bring your own device» (kurz: BYOD) zu starten. Das Projektteam hat die Arbeit aufgenommen und wir sehen, wie sich die Lehrpersonen auf die neuen Möglichkeiten einlassen und Ideen für das nächste Schuljahr entwickeln.

Wir sind daran, unsere Lehrpersonen weiterzubilden, die Infrastruktur auszubauen und wir tauschen uns intensiv mit anderen Schulen aus. Es geht schliesslich nicht nur darum, die neue Technik zu beherrschen, sondern die «neuen» Geräte auch didaktisch-pädagogisch sinnvoll einzusetzen. (Dafür setzen die Lehrpersonen viel Freizeit ein, ein weiteres Zeichen, dass sich Lehrpersonen in ihrem Beruf überdurchschnittlich engagieren.) Wir wollen die Aufbruchstimmung, die im Herbst die Schule erfasst hat, nutzen, uns gut vorbereiten, und sind überzeugt, dass sich diese auch auf die Schülerinnen und Schüler überträgt. ●

Impressum

Redaktion Barbara Ingold (barbara.ingold@ksh.ch), Sandra Nussbaumer (sandra.nussbaumer@ksh.ch) Mitwirkende an dieser Nummer Stephan Amstutz, Alex Dübendorfer, Simon Haas, Cornelia Heinz, Bilal Hygazi, Barbara Ingold, Ina La Serra, Christoph Meier, Sandra Nussbaumer, Madeleine Oelen, Thomas Preu, Simona Ramsperger, Martin Strauss, Verena Stauffacher, Daniel Zahno Gestaltung gyselroth™ – Agentur für Brand Identity und Digital Media, Simon Haas (BG-Seite) Papier Profitop 1.1, FSC zertifiziert, 70 g/m² Druck Bühler Druck AG, Volketswil

Redaktionsschluss Nr. 2/2020: 17. Juli 2020

Arbeitswoche

H2a «politisiert» im Bundeshaus

Eindrücke aus der Blockwoche

von Bilal Higazy

Im Rahmen der Blockwoche vor den Herbstferien reiste die H2a nach Bern ins Bundeshaus um im Rollenspiel «Mein Standpunkt» die Arbeit des Parlaments nachzuspielen. Aber bevor wir im Nationalratssaal losdebattierten, durften wir das Haus selber besichtigen.

Zuerst hat der Guide uns die Eingangshalle gezeigt bestehend aus der Kuppel mit den Kantonen, den drei Eidgenossen, den vier Kriegern, die die vier Landessprachen symbolisieren, und das Podium des Volkes als Zeichen der Demokratie. Danach gingen wir zum Ständerat. Dort erfuhren wir, dass es 46 Sitzplätze gibt, von denen die Vollkantone je zwei Sitze haben und die Halbkantone je einen Sitz haben. Darauffolgend haben wir die Wandelhalle besichtigt, die man aus dem Fernsehen kennt, wenn man die Politikerinterviews verfolgt.

Nun kamen wir zum spannendsten Teil unseres Bundeshaustrips, nämlich den politischen Rollenspielen. Die jeweils drei verschiedenen Gruppen aus der Klasse haben unterschiedliche Kommissionen des Parlaments abgebildet und Lösungen zu aktuellen Problemen gesucht. Der erste Gesetzesvorschlag, bei dem es um die Legalisierung des Cannabiskonsums ging, wurde mit einer satten Mehrheit angenommen und es gab keinen Diskussionsstoff. Beim nächsten Vorschlag ging es um den Schutz der Privatsphäre. Bei dieser Initiative gab es sehr viel Diskussionsstoff und ein Hin und Her zwischen den Befürwortern und den Gegnern. Schlussendlich wurde die Initiative abgelehnt, weil wir Abgeordneten sie für widersprüchlich hielten. Im dritten und letzten Vorschlag ging es um das Verbot von Waffenexporten. Da die Zeit am Schluss nicht mehr ausreichte, musste man die Diskussion unterbrechen und sofort abstimmen. Der Vorschlag wurde mit einer Mehrheitsstimme angenommen. Nach den Reden und den Diskussionen wurden die Medienverantwortlichen der drei Kommissionen interviewt und haben Bericht erstattet über den Ausgang der Abstimmung zu ihrem Vorschlag im Nationalrat. Rückblickend auf den Ausflug kann ich sagen, dass ich es sehr spannend fand, wie Politik in der Schweiz geführt wird und wie man probiert, alles so transparent wie möglich für das Volk zu machen.

Am Nachmittag hatten wir noch eine Stadtführung durch die Berner Altstadt, die zum UNESCO Weltkulturerbe gehört.

Ein freundlicher, älterer Mann machte die Führung. Er nahm es uns nicht übel, wenn wir ihm nicht zuhörten, und machte gute Stimmung. Wir starteten beim «Zytgloggeturm», wo er die Funktionen der Uhr aus dem 15. Jahrhundert (!) erklärte, und gingen dann weiter zum Dom und über die Domterrassen zurück. Dabei hörten wir Geschichten zum Stadtaufbau, den Kirchen, zu Albert Einstein und kinderfressenden Schreckgestalten vor 500 Jahren («Chindli-frässerbrunne»). Beendet wurde die Führung am Bahnhof, wo wir uns alle darauf freuten, endlich nach Hause zu kommen. ●

Agenda

Frühling / Sommer

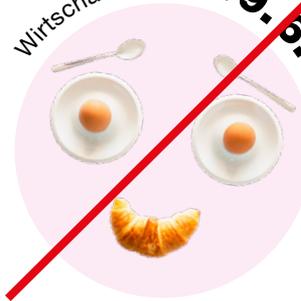
~~Forum KSH «Künstliche Intelligenz» 12.-5.~~



~~Homecoming-Day 12.6.~~



~~Wirtschaftsfrühstück 9.6.~~



Juni

1. Pfingstmontag
- ~~9. Wirtschaftsfrühstück mit Urs Berger, Verwaltungratspräsident Schweizerische Mobiliar~~
- ~~12. Homecoming-Day, 18-22 Uhr~~
- 24.-26. Abschlussprüfungen mündlich G4/H3/I3 (unterrichtsfrei, SOL)

März

- 9./10. Aufnahmeprüfung (unterrichtsfrei, SOL)

April

- ~~6.-9. Arbeitswoche~~
10. Karfreitag
13. Ostermontag
- 14.-24. Frühlingsferien
27. Unterrichtsbeginn

Mai

1. Tag der Arbeit
5. Empfang Pensionierte, 16 Uhr
- ~~12. Forum KSH, Künstliche Intelligenz, Aula, 10.40-12.20 Uhr~~
15. Präsentationen IDPA H3 und I3
- ~~19. Jahreskonzert Chor und Orchester, Aula, 19.30 Uhr~~
- 21./22. Auffahrtsbrücke
27. Unterrichtschluss G4/H3/I3 Américaine
28. Beginn Abschlussprüfungen G4/H3/I3

Juli

2. Abschlussfeier H3/I3, Aula, 17 Uhr
3. Berufsmaturitätsfeier H4/I4, Aula, 16 Uhr
- 6.-17. Individueller Sprachaufenthalt G2b, H2 und I2
9. Maturfeier, Kirche Neumünster, 17 Uhr
13. Sommerferien

August

17. Unterrichtsbeginn

Das Coronavirus macht auch uns einen Strich durch die Planung